

Nichts schreit lauter als die Tat

Nur mit Spenden bauen zwei deutsche Ärzte in Peru ein Hospital für die Ärmsten der Armen

Ein Krankenhaus in den peruanischen Anden dient den Ärmsten der Armen als Herberge und heilender Platz für Körper und Seele. Ein Ärztepaar verwirklicht mit Gottvertrauen scheinbar Unmögliches.

BRIGITTE SCHEIFFELE

Es ist morgens um sieben in Curahuasi. Am Stadtrand stehen Patienten vor dem Krankenhaus Diospi Suyana Schlange. Es liegt auf einer Höhe von 2650 Metern im peruanischen Hochland. Von überall kommen sie her, oft nach tagelanger Reise mit dem Auto, zu Fuß oder auf dem Esel. Einige verbringen die ganze Nacht vor dem Hospital, wie auch 25 Indios, die mit dem Lastwagen kamen. Sie werden noch eine weitere Nacht auf der Ladefläche ausharren, bis auch der letzte von ihnen behandelt worden ist. Kein Weg ist zu weit, kein Umstand zu groß, um das Hospital der Hoffnung zu erreichen: „Diospi Suyana“ heißt die von dem Ärztepaar Martina und Klaus-Dieter John allein aus Spenden aufgebaute Klinik. Der Name aus der Sprache der alten Inkas bedeutet: „Wir vertrauen auf Gott.“ Beide erfahren immer wieder die Kraft des Glaubens, ohne die alles nicht möglich gewesen wäre.

Bis vor wenigen Jahren war die medizinische Versorgung in der Andenregion Abancay, die als Armenhaus Perus gilt, katastrophal. 20 000 Menschen leben in Curahuasi und umliegenden Bergdörfern. Die meisten sind Quechua-Indios, Nachfahren der Inkas. Sie fristen ein beklagenswertes Dasein und sind sozial deklariert. In ihren Lehmhütten fehlen Fensterglas, Strom, Wasser und Kanalisation. Trinkwasser fließt über Wasserläufe am Boden und ist mit Parasiten und Würmern verseucht. Landarbeiter verdienen zweieinhalb Euro am Tag und bearbeiten die Felder wie zu biblischen Zeiten. Das nächste Krankenhaus ist 70 Kilometer entfernt, zwei Stunden dauert die Fahrt, aber ärztliche Behandlungen und Medikamente wären dort für die Quechuas unbezahlbar.

„Es fing an mit null Cent und im Gebet“, sagt Klaus-Dieter John. Was dann entstanden ist, kann niemand so richtig erklären. Als Rucksacktouristen bereist das Ehepaar in den Neunziger-Jahren Peru, ist erschüttert über schlechte soziale und gesundheitliche Bedingungen und hat die Vision, inmitten der Anden ein modernes Krankenhaus entstehen zu lassen. Seit Oktober 2007 ist der Traum des Chirurgen und der



Herberge und heilender Platz für Körper und Seele: Martina und Klaus-Dieter John vor dem Hospital im peruanischen Hochland.

Privatfoto

Kinderärztin, die seit ihrer Jugend in einem Entwicklungsland arbeiten wollten, verwirklicht. Mit modernster Medizin wird hier armen Menschen geholfen, doch es geht um mehr: „Hoffnung, Liebe und Respekt ist für die Nachfahren der Inkas keine Selbstverständlichkeit. Manche Patienten sind schon dankbar, wenn ihnen wenigstens erklärt wird, warum wir auch mal nicht heilen können“, sagt Martina John.

Der Weg bis zur Kliniköffnung schreibt „eine Geschichte der Wunder Gottes mit uns Menschen“, wie John auf seinen mittlerweile 1500 Vortragsreisen erzählt, in denen er um Unterstützung wirbt.

Als die Johns mit drei Kindern 2003 nach Curahuasi auswandern, erkennt Martina John: „Armut ist hässlich, das muss man sehr realistisch sehen.“ In einem Projektentwurf planen die Johns bereits 2002 mehrere Millionen US-Dollar für den Bau und die Planung des Hospitals ein. Zudem suchen sie 1000 regelmäßige Unterstützer und 35 Freiwillige, die ehrenamtlich mitarbeiten sollen. 2002 entsteht ein Trägerverein. Für 25 000 US-Dollar kaufen die Johns 35 000 Quadratmeter Gelände von der Katholischen Kirche und beschließen ein Abkommen zum Klinikbau mit der Staatlichen Gesundheitsbehörde. Weitere 60 000 US-Dollar kosten die Baupläne.

Ein Jahr später ist alles durch Spendengelder finanziert. Doch nun benötigt der Klinikbau vier Millionen, zudem müssen noch einmal sechs Millionen für Geräte finanziert werden. Geplant sind vier Ope-

rationssäle, eine Röntgenabteilung und eine Intensivstation. Dazu die Notaufnahme, die Ambulanz und eine Zahnarztpraxis, ein Labor und ein großes Bettenhaus.

Nun verkünden auch die peruanischen Medien, dass Europäer ins Land kommen, um Quechua-Indios medizinisch zu versorgen. Die Grundsteinlegung für die Klinikausstattung, Spendengelder gehen ein und eine Reihe wundersamer Ereignisse verleiht dem Projekt eine besondere Faszination: Für den Bau

der Klinik sucht John einen Ingenieur mit Auslandserfahrung, der zwei Jahre in Peru leben und arbeiten soll. Und das umsonst. In einem Gespräch mit seinem Anwalt erhält John von diesem die Telefonnummer eines Bauleiters, trifft ihn am Abend – und er sagt zu: „Wir sind Christen, und als ich heute morgen mit meiner Frau überlegte, ob es für uns noch eine besondere Lebensaufgabe geben wird, haben sie mich angerufen.“ Udo Klemenz und seine Frau Barbara reisen nach Peru.

Eines Tages habe ein Laster 600 Sack Zement gebracht, sagt John. Er sei einfach dagestanden. „Gerade da, als wir nicht wussten, wie wir Zement beschaffen können.“ Der Be-

sitzer einer Minengesellschaft, Guido del Castillo, las einen Zeitungsartikel und wurde zum treuen Unterstützer des Missionshospitals: „Da kommt dieser Deutsche und schafft dieses unglaubliche Werk. Das hat mich beeindruckt“, so del Castillo.

Die Johns suchen schließlich „keck“ 35 Ärzte und Krankenschwestern, die bereit sind, ihren Arbeitsplatz aufzugeben, einen Arbeitskreis aufzubauen und in Lehmhäusern zu wohnen. Und sie finden sie.

Nach zwei Jahren Bauzeit wird die Klinik eröffnet, John spricht von einem „Krankenhaus des Glaubens“, das mit ausgestreckter Hand der Freundschaft als Modell der Integration diene. 100 bis 150 Patienten werden heute täglich behandelt, wofür Coupons an die Wartenden verteilt werden. Die Behandlungen erfolgen nicht kostenlos, denn es soll gezeigt werden, dass Gesundheit ein Wert ist, den es zu erhalten gilt. Einen Euro zahlen die Menschen umgerechnet für einen Arztbesuch. Bei Medikamenten und Operationen entscheiden Arzt und Sozialarbeiter, wie viel ein Patient zahlen kann. Den Rest übernimmt der Wohltätigkeitsfonds.

110 Fachkräfte, 25 Missionskräfte und 25 Peruaner arbeiten derzeit Hand in Hand. In allen Bereichen werden weitere Mitarbeiter gesucht. Rund 75 000 Patienten wurden bisher behandelt. „Nichts schreit lauter als die Tat. Wir müssen nicht viel sagen über den Glauben, die Menschen erhalten die Botschaft trotzdem“, sagt John.

Info www.diospi-suyana.org.



Coupons für die Wartenden: Viele Patienten stehen am Morgen vor der Tür, 100 bis 150 am Tag können behandelt werden.

Privatfoto

NOTIZEN

„Luther neu entdecken“

Der Vorsitzende der katholischen Deutschen Bischofskonferenz, der Freiburger Erzbischof Robert Zollitsch, lädt die Katholiken ein, den Kirchenreformator Martin Luther (1483-1546) neu zu sehen. Das 500-jährige Jubiläum der Reformation 2017 bietet auch für katholische Christen eine Gelegenheit, sich mit Luther zu beschäftigen und in ihm einen „zutiefst gläubigen Menschen zu entdecken“, sagte er dem Nachrichtenmagazin „Focus“.

Schneider mahnt

Der EKD-Ratsvorsitzende Nikolaus Schneider, will die Verbreitung rechts-extremen Gedankenguts in der Kirche untersuchen lassen. „Wir müssen selbst noch einmal genau erforschen, was da in unseren Gemeinden umgeht“, sagte Schneider in einem Interview. Obwohl er davon nichts bemerkt habe, treibt es ihn um, dass es laut einer wissenschaftlichen Studie Rassismus, Fremdenfeindlichkeit und die Ausgrenzung von Minderheiten auch in der Kirche geben soll.

Gründung an Pfingsten

Für die an Pfingsten 2012 geplante Gründung einer evangelischen Nordkirche haben die drei beteiligten Landeskirchen weitere Weichen gestellt. Die gemeinsame Kirchenleitung der Mecklenburger, der Pommerschen und der Nordelbischen Kirche verständigte sich in Hamburg auf die endgültigen Textentwürfe für Verfassung und Einführungsgesetz. Sie werden Anfang Januar in Rostock-Warne-münde zur dritten und abschließenden Lesung zur Abstimmung gestellt.

Sand statt Schnee, Schüsse statt Stille Nacht

Plätzchen zu Weihnachten in Afghanistan – Berufssoldat feiert erstmals mit der Ehefrau

Für den durchschnittlichen Mitteleuropäer ist Weihnachten als Familienfeier selbstverständlich. Nicht jedoch für Gregor Schäfer, er hat bereits zwei Weihnachtsfeste im Bundeswehrein-satz erlebt.

MARC WEYRICH

„Afghanistan ist deutlich gefährlicher als der Kosovo, wengleich um die Weihnachtszeit traditionell die Bedrohungslage wegen des schlechten Wetters in Afghanistan etwas weniger stark ausgeprägt ist“, sagt Gregor Schäfer. Gefahren lauern gleichwohl überall. „Der Einsatz ruht nicht über Weihnachten. Wir sind in einem muslimischen Land, da wird dieses Fest nicht gefeiert.“

Trotzdem ist es ein Anliegen der Bundeswehrführung, den Soldaten das Weihnachtsfest so gemütlich wie möglich zu gestalten, wenn die Familie schon nicht dabei sein kann. „Wir hatten einen Weihnachtsmarkt, wir hatten Plätzchen, wir haben ein Weihnachtsgeschenk vom Verteidigungsminister bekommen und jede Menge Christstollen“, erinnert sich Schäfer: „Fast jeder in meiner Kompanie bekam von zu Hause dieses Gebäck geschickt. Das letzte Stück haben wir als Gag bei Einsatzende am Flughafen im März verdrückt!“

Weihnachten im Einsatz ist für den Kompaniechef etwas Besonde-



Daniela und Gregor Schäfer: „Das Gebet hat uns Kraft gegeben.“ Privatfoto

res – und in seiner Position besonders von Pflicht und Verantwortung geprägt. Das Feiern darf deshalb nicht übertrieben werden. „Es gibt die Zwei-Dosen-Regel. Mehr als zwei Dosen Bier oder vergleichbare Getränke dürfen nicht getrunken werden. Kraftfahrer dürfen gar kei-

nen Alkohol konsumieren. Wir müssen schlicht allzeit einsatzfähig sein, auch am Heiligen Abend.“

Entspannen war für den Zeitsoldaten besonders rund ums Weihnachtsfest schwer: „Ich habe versucht etwas zur Ruhe zu kommen, mit meiner Familie und meiner Freundin zu telefonieren. Trotzdem spürte ich ständig die Verantwortung, die ich als Vorgesetzter gegenüber denjenigen Frauen und Männern hatte, die sich auch am Heiligen Abend draußen im Einsatz befanden.“ Einen Hauch von Ruhe brachte ihm ein Zigarillo unter dem afghanischen Sternenhimmel. „Hier konnte ich mal zwanzig Minuten meinen Gedanken nachhängen“, erinnert sich der 32-Jährige.

Ein überschaubarer Luxus, verglichen mit dem festlichen Pomp im 6000 Kilometer entfernten Deutschland. Dort verbrachte Schäfers damalige Freundin und heutige Ehefrau Daniela ihr Weihnachtsfest in Sorge um den Liebsten: „Aus einsatztaktischen Gründen wusste ich nie genau, ob sich mein Mann in der Sicherheit des Lagers befindet oder draußen im Einsatz. Das ist eine Belastung“, erinnert sich die 25-Jährige, die ihren Gregor vor sieben Jahren im Internet kennen gelernt hat und wegen seines Berufes erst skeptisch war. „Menschen im schlimmsten Fall im Krieg erschießen zu müssen, war und ist für mich eine fürchterliche Vorstellung, auch wenn ich weiß, dass es bei den Einsätzen der Bundeswehr letztlich

auch um unsere Sicherheit geht“, reflektiert die junge Frau, die in Tübingen Deutsch und katholische Theologie studiert. „Weihnachten ohne Gregor feiern zu müssen, das war für mich traurig. Wir haben aber versucht, die Trauer nicht in den Vordergrund treten zu lassen. Ich habe auch mit Gregors Eltern gefeiert, wir haben an ihn gedacht, geweint und für ihn gebetet. Dann gingen wir allerdings wieder zur Tagesordnung über.“

Eine Tagesordnung, die geprägt war von ständiger Angst. Schon vor dem Einsatz: „Gregor wollte mich heiraten, um mich abgesichert zu wissen. Die Vorstellung, dass ich mit damals 23 Jahren zur Kriegerwitwe würde, fand ich schlimm. Ebenso die notwendigen Überlegungen zum Testament, da sind viele Tränen geflossen“, erinnert sich Daniela Schäfer, die in Asperg im Kreis Ludwigsburg aufgewachsen ist. Geheiratet wurde schließlich erst im Juli. Im Sommer des kommenden Jahres steht dann die kirchliche Hochzeit der beiden Katholiken an. „Auch im Einsatz hat uns beide das Gebet Kraft gegeben und verbunden“, sind sich die Eheleute einig. Und Gregor Schäfer fügt hinzu: „Wenn wir in diesem Jahr zum ersten Mal so richtig gemeinsam Weihnachten feiern werden, werden die Gedanken und Gebete immer auch bei den Kameraden in Afghanistan sein, verbunden mit der Hoffnung, dass alle sicher zurückkehren.“

Football-Star: Gebete am Spielfeldrand

Neue Wortschöpfung in den USA: tebowing – am Spielfeldrand niederknien und beten. Evangelikale sind begeistert vom frommen Footballer.

KONRAD EGE, epd

Tim Tebow stellt seinen Glauben jeden Sonntag öffentlich zur Schau. Dann nämlich, wenn der US-Football-Star mit seinen Denver Broncos aufläuft. Die Broncos gewinnen zurzeit ein Spiel nach dem anderen, vor allem dank Tebow. Nach besonders starken Spielzügen hält der Quarterback gern inne, ein Knie auf dem Rasen, den Kopf gesenkt. Tim Tebow betet. Seine Facebook-Seite ist voll von Bibelzitierten.

Tebow hat in den USA eine bemerkenswerte Diskussion angestoßen: Ist es in Ordnung, dass er seinen Glauben so demonstrativ zeigt? Tebow sei der „am meisten polarisierende Footballspieler“ der Nation, heißt es im Titel eines wohlwollenden Buches über den 24-Jährigen. „Tebowing“ („bow“ bedeutet sich verbeugen) ist zu einer Redewendung geworden: Dabei unterbricht man seine Handlung, um kurz hinzuknien. Der Fernsehsender Comedy Central spottet in einer Collage, wie es wäre, wenn Menschen im Alltagsleben dieser Praxis folgen würden.

Manchen Football-Fans in den USA geht Tebow mit seinem demonstrativen Beten und Bibel-Zitieren auf die Nerven. Für viele ist der fromme Star der Denver Broncos aber ein Lichtblick. In der Welt des US-Profi-Football geht es sonst viel ums Geld, Spieler geraten wegen un-sportlichen Verhaltens auf dem Rasen und im Privatleben in die Schlagzeilen. Im Jahr 2010 wurden mehr als 50 Spieler der nationalen Football-Liga wegen Trunkenheit, Drogenkonsums oder Körperverletzung festgenommen.

Tebows Quarterback-Vorgänger Jake Plummer lobte den Neuen in einem Rundfunkinterview. Er würde Tebow aber noch mehr schätzen, wenn dieser nicht ständig seinen Glauben vorführen würde. Man wisse doch längst, „dass Tebow Jesus Christus liebt“, Viele Evangelikale allerdings sind begeistert von diesem bekennenden Christen. Der sich auch mal selber auf den Arm nimmt und bei seinen Mitspielern offenbar beliebt ist wegen seines Draufgängertums. „In sechs Tagen hat Gott die Welt erschaffen, am



Gebet am Spielfeldrand: Tim Tebow in der Schlussphase eines Spiels der Denver Broncos gegen die New York Jets in Denver (Colorado). Foto: afp

siebten erschuf er Tim Tebow“, heißt es auf dem Poster eines Denver-Bronco-Fans. In Denver gibt es bereits Football-Trikots zu kaufen, die Tebows Nummer 15 und die Aufschrift: „Jesus“ tragen. Die konservative Tageszeitung „Washington Times“ machte Tebow gar zur Kulturkrieger-Ikone. Er verkörpere alles, „was die Liberalen hassen“. Vor der Presse sagte Tebow etwa, für ihn gebe es keinen Sex vor der Ehe.

Evangelikal geprägtes Christentum und Profisport gehen in den USA öfter gemeinsame Wege. Der ehemalige Football-Coach Bill McCartney ist Gründer und Chef der evangelikalischen Männer-Organisation „Promise Keepers“. Die Mannschaften der nationalen Footballliga haben Kaplane zur Betreuung der Spieler.

Schon einmal gab es in den USA einen „superevangelikalen“ Quarterback, Kurt Warner, der 2000 mit den St. Louis Rams den Superbowl gewann. Zu Pressekonferenzen kam Warner oft mit der Bibel.